



Papiere meist vernichtet: Asylbewerber in einem Berner Gefängnis.

Mama Afrikas verlorene Söhne

Die Zahl der Schwarzafrikaner in der Schweiz hat sich in den letzten zwanzig Jahren verdreifacht. Integriert haben sie sich nur selten, die Liste ihrer Delikte ist lang: Drogen, Kriminalität, Scheinehen, Asylmissbrauch. Die Behörden agieren überfordert und naiv. Von *Andreas Kunz und Daniel Glaus*

In Asylantenheimen gibt es keine Türen. Es hängen Tücher in den Rahmen, damit sich die Polizei schnell Zutritt verschaffen kann. Als die Beamten letzte Woche in Therwil BL ins Zimmer stürmten, sassen die beiden Nigerianer auf ihren Betten und portionierten das Kokain zu kleinen Kügelchen für den Strassenverkauf. Eine ähnliche Szene spielte sich in der Woche zuvor auf dem solothurnischen Oberbalmberg ab, wo die Polizei im Asylheim hundert Gramm verkaufsfertiges Kokain fand. Zur gleichen Zeit war vor dem Bezirksgericht Aarau ein 36-jähriger Schweizer nigerianischer Abstammung angeklagt, der im grossen Stil und dank tatkräftiger Unterstützung von afrikanischen Asylbewerbern mit Kokain gehandelt hatte. Seine Schweizer Frau, die er vor zwölf Jahren geheiratet hatte und mit der er zwei Kinder zeugte, glaubte, er exportiere Autos und telefoniere deshalb so oft in der heimischen Sprache. Wenn

Schwarzafrikaner in der Schweiz für Schlagzeilen sorgen, geht es in den meisten Fällen um Drogenhandel, Kriminalität, Scheinehen und Asylmissbrauch. Selbst der einzige schwarze Nationalrat Ricardo Lumengo (SP) musste vergangene Woche vor Gericht erscheinen und wurde wegen Wahlfälschung verurteilt.

Tatsache ist, dass die Anzahl Delikte von Schwarzen in den vergangenen Jahren stetig zugenommen hat. Sie ist ebenso angestiegen wie der Anteil Afrikaner, die in der Schweiz leben. Stammten 1990 offiziell noch 24 768 Menschen vom schwarzen Kontinent, waren es im letzten Jahr mit 73 553 Personen bereits dreimal so viele. Rechnet man die vielen Illegalen und Untergetauchten sowie die Eingebürgerten und in der Schweiz Geborenen dazu, schätzen Fachleute die Zahl der Schwarzen auf 150 000 bis 250 000. Über die Hälfte davon leben in der Westschweiz – sei es aus sprachlichen Gründen oder weil sie

ennet dem Röstigraben auf einen toleranteren Umgang der Behörden zählen können.

Tanz im Baströckchen

Die Missstände, die sich aus dem Zusammenprall der afrikanischen Kultur mit den helvetischen Sitten und Bräuchen ergeben, wurden aus Gründen der politischen Korrektheit lange verschwiegen. Man wollte den meist mittellosen Einwanderern eine Chance geben, hatte Mitleid – wohl auch im Bewusstsein der Sünden, die vorherige Generationen gegenüber den Afrikanern verübt hatten.

Im Gegensatz zu den ehemaligen Kolonialmächten Frankreich oder Italien, die heute mit hausgemachten Migrationsproblemen zu kämpfen haben, machte die Schweiz auf eher exotische Art Bekanntschaft mit den Schwarzen. In Basel standen zwischen 1887 und 1935 die Zoobesucher Schlange, um eine der 21 «Völ-

kerschauen» mit Titeln wie «Buschmannfamilie» oder «Afrikanische Riesen Neger» zu besuchen. Das Fremde faszinierte, gezeigt wurden Schwarzafrikaner in Trachten und Baströckchen, die seltsame Tänze aufführten, ihren Körper unmöglich verrenkten oder den Kopf in das Maul eines Elefanten steckten.

Seit 1888 in der Volkszählung die ersten siebenzig Afrikaner in der Schweiz auftauchten, konnten auf beiden Seiten Missverständnisse abgebaut werden. Selbst in Urner Bergdörfern oder abgelegenen Tälern wie dem Muotatal gehörten Schwarze bald zum gewohnten Erscheinungsbild. Der im Basler Zoo noch offen zur Schau gestellte Rassismus der Einheimischen verwandelte sich in eine allgemeine Akzeptanz. Als erste Missstände aber immer offensichtlicher wurden, tauchte ein neues Phänomen auf: der umgekehrte Rassismus. Wer es wagte, einen Schwarzen zu kritisieren, machte sich sozial unmöglich. Bis heute werden von offizieller Seite lieber seitenlange Berichte über angebliche Diskriminierungen verfasst, als dass die offenkundigen Probleme mit Afrikanern angegangen würden.

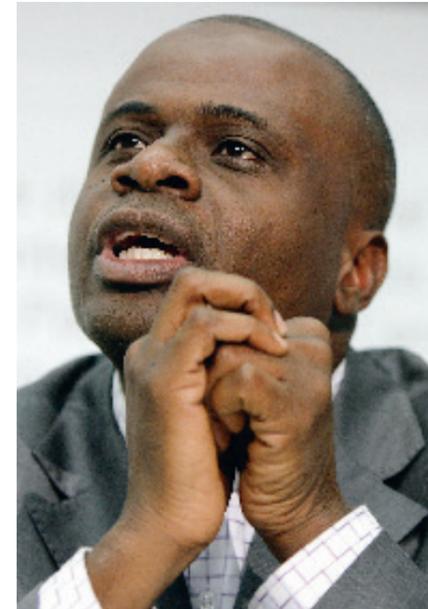
Als «rassistisch» gebrandmarkt wurde auch Alard du Bois-Reymond, der Chef des Bundesamtes für Migration (BFM), als er im April sagte, dass «ein grosser Teil» der Asylbewerber aus Nigeria in Kleinkriminalität oder Drogenhandel abdrifte. «99,5 Prozent kommen nicht als Flüchtlinge hierher, sondern um illegale Geschäfte zu machen», sagte du Bois-Reymond. Nach langen Jahren des Schweigens und der Verharmlosung war es eine Art Befreiungsschlag in der öffentlichen Debatte, denn die Kriminalitätsstatistik zeigte längst, dass die Einschätzung nicht nur auf Nigerianer zutrifft, sondern auch auf Menschen aus etlichen anderen Staaten Schwarzafrikas.

Überdurchschnittlich fallen schwarze Einwanderer bei den Anzeigen wegen Vergehen gegen das Betäubungsmittelgesetz sowie gegen das Strafgesetzbuch (Einbruch, Körperverletzung, Vergewaltigung, Mord etc.) auf. Von den hier lebenden Personen aus Gambia und Guinea beispielsweise sind zwischen 35

Der Grossteil der beschuldigten Schwarzafrikaner ist eigentlich gar nicht aufenthaltsberechtigt.

und 55 Prozent im vergangenen Jahr wegen Drogenvergehen angezeigt worden. Noch höher ist die Kriminalitätsrate bei Verstössen gegen das Betäubungsmittelgesetz bei Schwarzen aus Guinea-Bissau; sie liegt zwischen 52 und 88 Prozent. Exakter lässt sich die Zahl nicht berechnen, da nicht genau bekannt ist, wie viele Landsleute sich überhaupt in der Schweiz befinden. Viele Verzeigte haben zudem keinen gültigen Aufenthaltsstatus. Auch weitere Subsahara-Staaten fallen mit extrem

hohen Kriminalitätsraten bei Drogenvergehen auf: Nigeria mit 21 bis 33 Prozent, Sierra Leone mit 31 bis 56 Prozent. Auch bei Vergehen gegen das Strafgesetzbuch weisen Schwarzafrikaner hohe Kriminalitätsraten auf. Bei Personen von der Elfenbeinküste sind es zwischen 8 und 13 Prozent, bei Nigerianern zwischen 12 und 19 Prozent, und bei Einwanderern aus Guinea liegt die Rate zwischen 14 und 22 Prozent. Zum Ver-



Helvetische Sitten: Nationalrat Lumengo.

gleich: Die Ländergruppe Serbien, Montenegro und Kosovo, aus der im letzten Jahr in absoluten Zahlen am meisten verzeigte Ausländer stammten, erreicht bei Vergehen gegen das Strafgesetzbuch eine Rate von knapp 3 Prozent.

Der Grossteil der beschuldigten Schwarzafrikaner ist eigentlich gar nicht aufenthaltsberechtigt. Bis zur Hälfte aller Anzeigen gegen das Betäubungsmittelgesetz werden gegen Afrikaner verhängt, die sich illegal im Land aufhalten. Bei den Vergehen gegen das Strafgesetzbuch sind es über 30 Prozent Illegalen.

Die meisten Schwarzen kommen als Asylbewerber und Flüchtlinge in die Schweiz. Mittlerweile werden über 40 Prozent aller Asylgesuche von Afrikanern gestellt. Allein die Gesuche aus Nigeria vervielfachten sich in nur zwei Jahren von 327 (2007) auf 1786 im vergangenen Jahr. Ungebrochen war 2009 auch der Andrang aus Eritrea (1724 neue Gesuche) oder Somalia (753). Insgesamt stellten im letzten Jahr 6892 Personen aus afrikanischen Ländern einen Asylantrag, das sind mehr als doppelt so viele wie noch 2005 (3289 Gesuche).

Einige davon sind echte politische Flüchtlinge, andere – wie die Eritreer – kommen als Kriegsdienstverweigerer, die dank eines Entscheids der Asylrekurskommission von 2005 aufgenommen werden. Die grosse Mehrheit

der Afrikaner sind jedoch Wirtschaftsflüchtlinge, die in Europa Geld verdienen wollen und kriminell werden – oder gezielt als Mitglieder von Drogenbanden im Kokainhandel eingesetzt werden (siehe Seite 38).

Ein Rückgang der Zuwanderung aus Afrika ist in den nächsten Jahrzehnten nicht zu erwarten – im Gegenteil: Lebten 1950 noch geschätzte 220 Millionen Menschen auf dem Schwarzen Kontinent, sind es heute bereits 900 Millionen. Und trotz aller Kriege, Aids und aller Hungersnöte wird sich diese Zahl laut Uno-Schätzungen bis 2050 auf 1,85 Milliarden erhöhen. Heute schon sollen laut Schätzungen 18 Millionen Afrikaner an den Küsten warten, um irgendwie nach Europa zu übersiedeln.

Sie landen in Italien, Griechenland, Spanien oder Frankreich, bevor sie von international tätigen Schlepperbanden in Länder wie die Schweiz geschleust werden. Ihre Papiere haben sie meist vernichtet; sie erzählen in den Empfangsstellen Geschichten, die nur schwer überprüfbar sind. Ihre Herkunft kann oft nur mit mühsamer Detektivarbeit oder aufwendigen Sprachgutachten bestimmt werden. Es müssen Delegationen aus den Ursprungsländern aufgegeben werden, die nur widerwillig kooperieren – wie im Fall eines Paares aus Angola, von dem eine Mitarbeiterin eines Migrationsamts berichtet. Beim ersten Test habe die Delegation gesagt, dass die Asylanter «keinesfalls» aus Angola stammten. Beim zweiten Mal, zwei Jahre später, lautete das Verdikt «vielleicht». Erst beim dritten Vorsprechen, fünf Jahre nach der Einreise, habe die Delegation zugegeben, dass das Paar aus Angola stamme. Mittlerweile hatten die beiden Asylanter eine «Härtefall»-Bewilligung erhalten und durften in der Schweiz bleiben. >>>

Lieber Andreas Kunz

Dies ist eine gute Wahl.



Dealer

Politische Verfolgung als Vorwand

Der Kokainhandel wird von westafrikanischen Asylbewerbern beherrscht. Viele waren schon zuvor kriminell. Von Kurt Pelda

Ausser Marihuana werden in der Schweiz so gut wie keine illegalen Drogen produziert. Im Handel mit Rauschgiften wie Heroin und Kokain mischen schon lange Ausländer mit, die zum Beispiel über besondere Beziehungen zu den Produzentenländern oder grosse Erfahrung im Schmuggel verfügen. Man erinnert sich an die Wellen von Kolumbianern, Libanesen und Sri Lankern, die zeitweise im Kokain- bzw. Heroingeschäft die Nase vorn hatten. Marokkaner und Spanier waren dagegen stark im Handel mit Cannabis. Heute sind es Dealer vom Balkan, die einen grossen Teil des Heroinmarkts kontrollieren, während sich der Schmuggel und die Feinverteilung von Kokain zunehmend in den Händen von Westafrikanern befinden – neben vereinzelt Bürgern der Dominikanischen Republik.

Westafrika ist in den letzten rund zehn Jahren eine Drehscheibe für den Kokain-smuggel zwischen Südamerika und Europa geworden. Das United Nations Office on Drugs and Crime schätzt, dass allein 2009 zwischen dreissig und hundert Tonnen Kokain durch Westafrika geschleust wurden. Die Drogenetzwerke lagern den «Schnee» in Küstenstaaten wie Guinea, Guinea-Bissau oder Gambia zwischen, bevor er mittels Kurieren, versteckt in Containern oder mit Geländewagen durch die

Sahara Richtung Europa transportiert wird. Weil Nigerianer schon seit langem über Erfahrung im Heroinsmuggel verfügen und es in Westafrika eine starke nigerianische Diaspora gibt, sind in diesen Kokainringen häufig Nigerianer aktiv. Drogenkuriere lassen sich leicht unter den von Menschenhändlern nach Europa gebrachten Wirtschaftsflüchtlingen rekrutieren. Allerdings arbeiten viele nigerianische Dealer in der Schweiz als Kleinunternehmer quasi auf eigene Rechnung – im Gegensatz zu den Heroinsmugglern vom Balkan, hinter denen meist Familien oder ganze Clans stehen. Einen Teil der Erlöse schicken sie nach Hause zur Unterstützung ihrer Familien.

Händler werden gezielt rekrutiert

Mehr als die Hälfte der nigerianischen Asylbewerber wird von der Polizei verdächtigt, mit Drogen zu handeln. Auffangzentren für Asylsuchende würden manchmal als Zwischenlager für geschmuggeltes Kokain dienen, erzählen Insider. Beim Weitertransport wird der «Schnee» dann auch innerhalb der Landesgrenzen immer häufiger in Fingerlinge verpackt und geschluckt, um Polizeikontrollen zu entgehen. Weil es in Nigeria – anders als in Eritrea oder Somalia – so gut wie keine politische Verfolgung gibt, haben nigerianische Asylbewerber wenig Chancen, in der Schweiz aufgenommen zu werden. Bis zur Ausschaffung bleibt

aber genügend Zeit, um mit Kokain Geld zu verdienen. Während das durchschnittliche Jahreseinkommen in Nigeria bei 2300 Dollar liegt, fällt beim Schmuggel eines Kilogramms Kokaingemisch in die Schweiz eine Gewinnmarge von rund 40 000 Franken an.

Was bei der nigerianischen Diaspora in der Schweiz auffällt, ist nicht nur der hohe Anteil junger Männer, sondern vor allem auch die geringe Zahl der Frauen. Auf eine in der Schweiz lebende Nigerianerin kommen rund vier Nigerianer. Bei den Asylsuchenden beträgt das Verhältnis sogar 1 zu 8,6. Selbst Vertreter der nigerianischen Strafverfolgungsbehörden geben zu, dass sich manche der in der Schweiz straffällig gewordenen Nigerianer schon in ihrem Ursprungsland als Kriminelle betätigt haben. Die Vermutung liegt deshalb nahe, dass ein Teil der nigerianischen Migranten bereits mit der Absicht hierherkommt, mit Drogen zu handeln – häufig unter dem Deckmantel Asylsuchender. Von den hierzulande verhafteten nigerianischen Dealern gehören schätzungsweise mehr als die Hälfte zur christlichen Volksgruppe der Igbo, die im ehemaligen Biafra im Südosten Nigerias lebt. Deren Anteil an der nigerianischen Bevölkerung beträgt aber gerade einmal 18 Prozent.

Die hiesigen Nigerianer – und ganz besonders die Asylbewerber – sind also keineswegs repräsentativ für Nigeria. Es scheint sich vielmehr um eine Art Negativselektion zu handeln: Die Schweiz, neben den Niederlanden eine wichtige Drogen-drehscheibe in Europa, ist für nigerianische Drogenringe offenbar äusserst attraktiv. Die Banden operieren dabei mit immer ausgefeilteren Methoden: Beim Transfer der Gewinne zurück nach Nigeria werden nicht nur Überweisungsdienste benutzt, sondern beispielsweise auch Gebrauchtwagen in grossem Stil eingekauft und nach Nigeria verschifft.

Ganz anders präsentiert sich die Situation im Osten des Schwarzen Kontinents. Während die Eritreer, die grösste Immigrantengruppe aus Schwarzafrika, in der Kriminalitätsstatistik kaum auffallen, wurden vereinzelte Somalier beschuldigt, gegen das Betäubungsmittelgesetz verstossen zu haben. Dabei geht es meist um die vergleichsweise harmlose Droge Kat, die in der Schweiz vor allem von Somaliern konsumiert wird. Aus den Verbrechenstatistiken den Schluss zu ziehen, Schwarzafrikaner neigten mehr zu Kriminalität als andere Nationalitäten, ist abwegig. Richtig wäre es dagegen, die Attraktivität der Schweiz generell für ausländische Drogenschieber und andere Kriminelle zu vermindern. ◊



Eine Art Negativselektion: Verhaftung eines Drogendealers.



Erster Kontakt: «Völkerschauen» im Basler Zoo.

Die Herkunftsländer haben kein Interesse daran, die Auswanderer zurückzunehmen. Oft waren diese im eigenen Land bereits straffällig, oder sie ernähren mit ihrer Betätigung in der Schweiz daheim eine ganze Sippschaft. Die Warteschlangen vor den Schaltern von Firmen wie Western Union werden immer länger. Summierten sich 2001 die Überweisungen von Migranten aus der Schweiz noch auf 8 Milliarden Dollar, waren es 2009 laut Angaben der Weltbank bereits 19 Milliarden. Es ist nicht genau aufgeschlüsselt, wie viel Geld nach Afrika fliesst. Doch die Behörden gehen davon aus, dass ein grosser Teil Drogengelder sind.

Die Schweizer Behörden agieren hilflos. Das Asylsystem ist noch immer auf Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien oder der Türkei ausgerichtet. Ein abschlägiger Asylentscheid? Bis zu zwei Jahre Ausschaffungshaft? Nothilfe? Für jeden Kosovaren ist das eine kleine Katastrophe, aber nicht für Afrikaner. Sie arrangieren sich, sind äusserst flexibel, hervorragend organisiert und besorgen sich gegenseitig kleine, meist illegale Jobs, um sich über Wasser zu halten. Einer offiziellen Erwerbstätigkeit gehen nur die wenigsten nach. Von den Asylsuchenden aus Eritrea zum Beispiel arbeiten gerade einmal 3,6 Prozent. Bei den Nigerianern sind es sogar nur 0,7 Prozent. Zum Vergleich: Asylsuchende aus Sri Lanka besitzen zu 20 Prozent einen legalen Job, bei den Serben sind es 16,6 Prozent.

Natürlich gibt es Schwarze, die sich integrieren, tüchtig arbeiten, einen Lehrabschluss schaffen, an der Uni studieren oder Karriere machen. Tatsache ist aber auch, dass Afrikaner in der Sozialhilfestatistik die absoluten Spitzenplätze belegen. Mit Eritrea, Guinea-Bissau und Somalia wiesen 2008 drei schwarzafrikanische Länder eine Sozialhilfequote von über

50 Prozent auf. Das heisst: Mindestens jede zweite Person aus diesen Ländern bezog Sozialhilfe (Nothilfe nicht eingerechnet). In der Gruppe der Herkunftsländer mit Quoten zwischen 30 und 50 Prozent sind Angola, der Kongo, Äthiopien und Togo vertreten. Eine Quote von 20 bis 30 Prozent weisen die Einwanderer aus weiteren sieben Sub-Sahara-Staaten auf: Kamerun, Gambia, Ghana, Guinea, Nigeria, Ruanda, Sudan. Quoten von immer noch deutlich überdurchschnittlichen 10 bis 20 Prozent resultierten für Burkina Faso, Burundi, Benin, die Elfenbeinküste, Kenia, Uganda und Senegal. Insgesamt bezogen 2008 knapp 8500 Personen aus diesen Staaten Sozialhilfe. Bei den Serben, die in absoluten Zahlen die meisten ausländischen Sozialfälle stellen, liegt die Quote zwischen 6 und 10 Prozent.

Wenn es darum geht, an Geld oder an eine Aufenthaltsbewilligung zu kommen, sind die Afrikaner erfinderisch – und rücksichtslos. Eine beliebte Methode ist die Heirat mit einer Schweizerin. Afrikaner setzen gezielt auf diese Karte – sei es bei naiven, jungen Mädchen, bei älteren Damen oder bei drogen- oder sozialhilfebhängigen Frauen. Wir treffen eine von ihnen. Nennen wir sie Sonja. Präziser darf die Frau Anfang dreissig nicht beschrieben werden. Sie hat Angst. Vor den Kollegen ihres schwarzen «Freundes», besser: Ex-Freundes. Er sitzt im Gefängnis. Verdacht auf Drogenhandel.

«Ich war so blöd!», sagt Sonja. Begonnen hatte es an den Afropfingsten in Winterthur, einem mehrtägigen afrikanischen Kulturfestival. Sie war mit Kolleginnen da. «Wir sind alle reisefreudig, lieben afrikanische Musik. Die Menschen sind so fröhlich! Nicht wie die Schweizer.»

Er stellte sich als Christopher vor. Man kam ins Gespräch, Sonja erzählte von ihren Reisen nach Burkina Faso. «Unglaublich!», sagte Christopher. Er stamme genau aus jenem Dorf, in dem Sonja ihren letzten Abend verbracht hatte. Leider sei er aber politisch verfolgt worden, erzählte Christopher. «Schau, hier, über dem linken Auge, die Narbe ist von einem Schlagstock.»

«My love, I'm in prison»

Zwei Wochen später zog Christopher bei Sonja ein. «Er war so süß, hat zum Frühstück Eier gekocht, die Toilette geputzt und ständig «I love you»-SMS geschickt», sagt Sonja. Sein Asylantrag wurde abgelehnt. Sonja rief jede Beratungsstelle an, telefonierte mit den Ämtern, füllte Formulare aus. Ein Rekurs wurde abgewiesen. Christopher wohnte noch immer bei ihr, schlief nun plötzlich bis mittags, war immer öfter bis spät in der Nacht weg und legte sich betrunken in ihr Bett. Was sollte er auch tun ausser ausgehen? Da treffe er wenigstens ein paar Landsleute, habe sie sich gedacht. Schön fand sie auch, dass ihn regelmässig «verfolgte Parteikollegen» besuchten, die in den Niederlanden oder Spani-

Tausende Apps.
Zwölf Millionen Pixel.
Nokia N8 | Ovi.

NOKIA
Connecting People

en lebten. «Ich kochte für sie und freute mich über das «Klein-Afrika» in meiner Wohnung. Ich dachte, ich könne endlich helfen.»

Am Tag als Christopher hätte ausreisen müssen, macht er Sonja einen Heiratsantrag. «You have to marry me, if you love me! I can't go home, they kill me!», sagte Christopher. Sonja wurde schwach. Bis zum Zivilstandsamt kamen die beiden aber nicht. Nach dem erfolgreichen Antrag feierte Christopher bis tief in die Nacht – mit seinen afrikanischen Kollegen. Am nächsten Morgen klingelte das Telefon. «Sonja, my love, I'm in prison», sagte Christopher. Er wurde wegen mehrfachen Drogenhandels sowie Gewalt gegen Beamte angeklagt. «Sie hatten schon einige Wochen sein Telefon abgehört», erzählt Sonja. Die «verfolgten Parteikollegen» waren Drogenkuriere, *Bodypacker*, die Kokain, in Kondomen eingewickelt, im Magen transportierten. In Sonjas Badezimmer schieden sie die Fingerlinge aus.

Christopher muss schon kurz nach seiner Ankunft in der Schweiz in den Handel eingestiegen sein. Ein Landsmann, der dank Heirat mit einer Schweizerin bereits eine Aufenthaltsbewilligung hatte, führte ihn ein, gab ihm Kredit, vermittelte Kontakte. Wobei Landsmann bedeutete: Nigerianer. Die Herkunft Burkina Faso hatte Christopher für Sonja spontan erfunden. In Nigeria war er verheiratet und hatte drei Kinder. Auch in der Schweiz pflegte er eine Beziehung zu einer jungen Nigerianerin.

Die «Bezzi»-Methode

Sonja wird zunehmend bleicher, während sie weitererzählt: «Sein Name, sein Alter, seine Familiengeschichte, die politische Verfolgung – alles gelogen! Auf einmal verliert man den Boden unter den Füßen, es ist schrecklich. Ich brauchte psychologische Betreuung und konnte anfangs nur mit Medikamenten einschlafen.» Besonders bitter sei gewesen, dass alle in ihrem Umfeld sie gewarnt hätten. «Aber ich war mir so sicher, dass er anders ist. Er liebte mich ja!», sagt Sonja.

In Internetforen wie www.1001geschichte.de, wo über ähnliche Fälle diskutiert wird, nennt sich dies das «AMIGA-Syndrom»: «Aber meiner ist ganz anders». Ein anderer Fachausdruck, der dort kursiert, ist der «Bezzi», ein Ausländer, meistens ein Afrikaner, der sich auf «Bezness» spezialisiert hat: Beziehung und Business. Indem sie die grosse Liebe vorspielen, wollen sie zu Aufenthaltsbewilligungen inklusive Kost und Logis kommen.

An einigen Orten komme man sich wie «Freiwild» vor, berichten Schweizerinnen. Die «Jagdgründe» seien vor allem Partys mit afrikanischer Musik, Pausenräume in der Nähe von Afrikanistik-Fakultäten, Tanzkurse, Freikirchen, aber auch Bahnhofshallen und Parks. Grosse Umschweife machen die Schwarzen bei ihren Anwerbungsversuchen nicht. «Tu veux marier?»,

fragen sie – und falls sie abblitzen, heisst es schnell und standardmässig: «Tu es raciste?»

Bezzi sind weitverbreitet. Juristisch sind sie kaum zu belangen. Alles sieht nach einer normalen binationalen Ehe aus. Sonjas Fall ist typisch. Sie entspricht dem Beuteschema «jung, weltoffen, Hang zu Exotik, ausgeprägtes Helfersyndrom». Untypisch an ihrem Fall ist, dass sie mit Christopher gebrochen hat. Nicht selten verteidigen die Frauen ihren «armen Flüchtling», bis sie kein Geld mehr haben für die Anwälte. Mit Kindern aus der Beziehung landen sie oft auf dem Sozialamt.

«Tu veux marier?», fragen sie, und falls sie abblitzen, heisst es schnell: «Tu es raciste?»

Zu einer zweiten Kategorie gefährdeter Frauen gehört Helen. Sie beschreibt sich beim Treffen als «nicht mehr ganz jung, aber noch ansehnlich». Vor acht Jahren reiste sie mit einer Cousine nach Gambia in die Ferien. Von ihrem Mann hatte sie sich schon länger getrennt, ihr Sohn war kurz zuvor verstorben.

Experten schätzen, dass rund zehn Prozent der Touristinnen in Westafrika Helen ähneln. Sie sind einsam, haben einen Schicksalsschlag erlebt und sind oft traumatisiert. «Es tönt

ANZEIGE



krass, aber wenn ein Touristenbus vorfährt, riechen die Afrikaner beinahe wie die Hunde, welche Frauen anfällig sind», sagt Helen.

Bei ihr war es Aroufy. Er und ein Kollege führten die älteren Schweizerinnen zu Konzerten aus. Man schwärmte davon, wie «alle Menschen von «Mother Africa» abstammen», die einheimischen Beschützer führten sie sicher durch dunkle Gassen, man kaufte Trommeln.

Bei Sonnenuntergang machte Aroufy Helen einen Heiratsantrag. «Junge, weisst du eigentlich, wie alt ich bin?», antwortete sie zunächst. Doch dann habe er die Worte gesagt, die ihren «Verstand aussetzen» liessen: «Alter, das ist doch nur eine Zahl!» Kurz darauf landeten sie im Bett. Helen erinnert sich: «Ich war sehr angetan von seiner erotischen Ausstrahlung und wurde nach langer Zeit mal wieder als Frau gesehen.» Aroufy hatte die Türe nach Europa aufgestossen.

Einige Monate später kehrte Helen nach Gambia zurück, sie heiratete, erledigte den Papierkrieg und brachte ihren zwanzig Jahre jüngeren «Märchenprinzen» via Familiennachzug in die Schweiz.

Aroufy hat alles richtig gemacht. Genau wie es die «Gebrauchsanweisung für den Weg nach Europa» rät. Der Online-Ratgeber auf www.senegalaisement.com beschreibt detailliert, wie es funktioniert. «Jedes Jahr empfängt Senegal eine immer grössere Anzahl alter Schlampe. Ihre Naivität ist krass», heisst es. Es sei ganz einfach: «Wenn Sie eine alte ledige Frau über 38 sehen, zögern Sie nicht, ihr Komplimente zu machen über ihr Aussehen, auch über ihre schlaffen Titten.» Vielleicht sei es schwierig, mit ihr zu schlafen. Der Tipp: «Löschen Sie das Licht. Im schlimmsten Fall verstecken Sie ihren Kopf mit einem Kissen – aber passen Sie auf, dass sie nicht erstickt, und sagen Sie ihr, dass das eine senegalesische Tradition ist.» Während man auf die Abreise nach Europa warte, solle man regelmässig Geldüberweisungen verlangen. «Gebrauchen Sie alle Entschuldigungen, die Sie erfinden können. Die alten Schlampe sind dumm und blechen meistens, ohne zu diskutieren.»

Anfangs seien Afrikaner meistens «charmant, sympathisch, humorvoll, warm und gutherzig», sagen die Frauen. Erst danach kommt es zum Bruch – und in vielen Fällen auch zu häuslicher Gewalt. Ab Anfang 2011 braucht es immerhin eine gültige Aufenthaltsbewilligung, um eine Schweizerin zu heiraten. Es ist eine der wenigen Massnahmen, zu der sich die Behörden durchringen konnten. Ansonsten ist die Misere im Asylwesen weiterhin gross. Als Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) 2007 das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement (EJPD) übernahm, stieg die Zahl der Asylbewerber innert Jahresfrist um fünfzig Prozent auf 16606. Auf diesem Niveau pendelten sie sich ein, denn in ihrer Amtszeit hat Widmer-



«Jung, weltoffen, Hang zu Exotik»: Treffen am Zürichsee.

Schlumpf keine einzige Revision des Asylgesetzes durchgebracht. Stattdessen entliess sie etliche Fachleute und stellte das Bundesamt für Migration auf den Kopf. Bald entstand der Eindruck, als sei die Verwaltung vor allem mit ihrer eigenen Reorganisation beschäftigt. Die zahlreichen Reformen, die Widmer-Schlumpf angeschoben hat, führt sie nicht zu Ende. Ende Oktober ist sie ins Finanzdepartement geflüchtet und hinterlässt der unerfahrenen Nachfolgerin Simonetta Sommaruga (SP) ein Chaos.

Es wird geraten, Verfahren zu verschleppen

Besonders beim Umgang mit Einwanderern aus Afrika sind die Mängel im Asylwesen gross. Zwar wird auf die Gesuche von Afrikanern in den meisten Fällen gar nicht erst eingetreten, aber auch wer abgewiesen wird, braucht bloss unterzutauchen oder sich gegen die Ausschaffung zu wehren – nach fünf Jahren hat er grosse Chancen, als «Härtefall» zur gewünschten Aufenthaltsbewilligung zu kommen. Allein 2009 wurden 3484 solche Bewilligungen ausgestellt, mehrheitlich in der Westschweiz. Im Kanton Waadt zum Beispiel muss jeder einzelne Fall, bei dem wegen Straffälligkeit eine Niederlassungsbewilligung aufgehoben werden soll, dem Regierungsrat vorgelegt werden.

Die Schweiz hindert sich selber daran, eine zielführende Migrationspolitik durchzusetzen. Für Asylanten oder Sans-Papiers gibt es zahlreiche Anlaufstellen, die offen dazu raten, ihre Verfahren zu verschleppen, Wiedererwägungsgesuche zu stellen, Gerichtsentscheide anzufechten oder eine Schweizerin zu heiraten. Finanziert werden diese Beratungsstellen meist von Hilfswerken wie Caritas oder Heks, die selber zu einem grossen Teil von Staatsgeldern leben.

Das Bild des «armen Negerli» aus der Sonntagsschule oder den *World Vision*-Fernsehsports hält sich hartnäckig, während längst offensichtlich ist, dass hinter dem wirklichen «Migrationsdruck» aus Afrika mehrheitlich weder Hunger noch Verfolgung stecken. Das Ziel vieler Immigranten ist, auf jede erdenkliche Art zu möglichst viel Geld zu kommen.

Wie naiv und hilflos die Behörden das Problem angehen, zeigt die kürzlich ausgehandelte «Migrationspartnerschaft» mit Nigeria. Für die künftige Wiederaufnahme abgewiesener Asylanten forderte das hochkorrupte Land an der afrikanischen Westküste eine ganze Reihe von Gegenleistungen wie die Schaffung von Arbeitsplätzen oder die Aufnahme von nigerianischen Studenten. Wie teuer dieser Kuhhandel die Schweiz zu stehen kommt, ist noch völlig offen.

Wie im Fall des straffälligen Nigerianers, der im März bei einer Zwangsauslieferung möglicherweise aufgrund eines Herzfehlers verstorben ist. Um die Bestattungskosten zu übernehmen und wohl auch das schlechte Gewissen zu beruhigen, zahlte die Schweiz den Verwandten des Nigerianers 50 000 Franken. Es ist ein Betrag, mit dem eine afrikanische Sippschaft ein ganzes Leben lang auskommt. Der Schweizer Anwalt der Familie schliesst nicht aus, dass er nach dem Abschluss der laufenden Untersuchung eine Staatshaftungsklage einreichen werde. Die Angehörigen des verurteilten Drogendealers dürfen auf einen weiteren, grosszügigen Zustupf hoffen.

Gerne hätten wir mehr Politiker, Ämter und Beratungsstellen zitiert. Aufgrund des «heiklen» Themas wollten die meisten Quellen aber auf eine Namensnennung verzichten.

Tausende Apps.
Acht Millionen Pixel.
Das neue Nokia C7
Nokia C7 | Ovi

NOKIA
Connecting People

© 2010 Nokia